

Michael Klessmann

Verschwiegene Macht

Figurationen von Macht und Ohnmacht in der Kirche

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2023 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen,
ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei,
Brill Schönningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau,
V&R unipress und Wageningen Academic.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: © Adobe Stock/Reddogs

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-666-60015-9

Vandenhoeck & Ruprecht

Inhalt

Vorwort	9
Kap. 1 Ambivalenzen der Macht – eine Übersicht	13
1.1 Macht ist universal	13
1.2 Soziologische Theorien der Macht	21
1.3 Psychoanalytische und entwicklungspsychologische Aspekte der Macht	31
1.4 Kirchliche Deutungsmacht	41
1.5 Überleitung: Macht in den Handlungsfeldern der Kirche	46
Kap. 2 Macht und Ohnmacht des Heiligen	49
2.1 Einleitung	49
2.2 Die Macht des Heiligen	50
2.2.1 Die Macht des Glaubens	57
2.2.2 Die Macht der Magie	59
2.3 Die Macht der religiösen Tradition	62
2.4 Die Macht spätmoderner Spiritualität	72
2.5 Die Macht der Sekten, Psychokulte und anderer Fundamentalismen	75
2.6 Die Macht der religiösen Emotionen	77
2.7 Zur Phänomenologie der religiösen Erfahrung	79
2.7.1 Erklärungsmuster zur Phänomenologie des Heiligen	82
2.8 Die Macht der Gottesbilder	84
2.9 Macht und Allmacht Gottes	86
2.10 Gottes Machtlosigkeit?	90
2.11 Schlussbemerkung	92

Kap. 3 Kirche: Die Macht der Gemeinschaft – der Institution – der Organisation	95
3.1 Kirche als Bewegung, Gemeinschaft und Gruppe	95
3.2 Kirche als Institution	101
3.3 Kirche als Organisation	110
3.4 Geld und Macht in den Kirchen	119
3.5 Schlussbemerkungen	122
Kap. 4 Die Macht des Amtes und der Rolle	125
4.1 Amt und Amtsträger bzw. Amtsträgerinnen	125
4.2 Amt und Person	134
4.3 Die ungleiche Macht von Männern und Frauen in der Kirche	138
4.4 Leitung als Bedeutungsmanagement	139
4.5 Narzissmus und Macht im Pfarramt	144
4.6 Die Macht der Pfarrbilder	148
4.7 Die Angst vor der Macht	149
4.8 Ohnmachtserfahrungen	151
Kap. 5 Macht und Dienst	153
5.1 Machtausübung soll es nach Jesu Weisung in der Kirche nicht geben	153
5.2 Leitung als Dienst?	158
5.3 Die Macht des Helfens	161
5.4 Sexualisierte Gewalt und Machtmissbrauch in der Kirche	166
Kap. 6 Die Macht des Rituals (Liturgik)	173
6.1 Ritual als »Ursprache« der Religion	173
6.2 Ritual und Magie	179
6.3 Die Macht der religiösen Sozialisation	181
6.4 Die Macht des sakralen Raumes	184
6.5 Die Macht der Musik und des Klangs	187
6.6 Die Macht der Gerüche, Farben, Gewänder und Bilder	190
6.6.1 Gerüche und Düfte	190
6.6.2 Farben	191
6.6.3 Gewänder	192
6.6.4 Bilder	194
6.7 Die Macht der Gemeinschaft und der Gruppe	196
6.8 Schwindende Ritualität und der Machtverlust der Kirchen	197

Kap. 7 Die Macht des Wortes: Predigt in der evangelischen Kirche	199
7.1 Der strittige Deutungsmachtanspruch der Predigt	199
7.2 Gottes Wort als Machtwort	201
7.3 Macht und Ohnmacht der Sprache	203
7.3.1 Die Deutungsmacht religiöser Sprache	206
7.3.2 Macht und Ohnmacht des Predigers und der Predigerin	210
7.4 Predigt zwischen Ordnungsmacht und Ohnmacht	212
7.5 Machtformen in der Predigt: Information, Unterhaltung, Werbung, Suggestion, Manipulation, Indoktrination, Befehl	218
7.6 Die Macht der guten Geschichte	225
7.7 Die Macht der Stille	227
7.8 Die Macht der inneren Bilder und der Imagination	229
7.9 Ohnmacht gemeinsam akzeptieren?	231
7.10 Schlussbemerkung	232
Kap. 8 Die Macht der Beziehung in Seelsorge und Beratung	233
8.1 Seelsorge zwischen Ohnmacht und Macht	233
8.2 Die Macht der Beziehung	236
8.3 Die Kraft der Begegnung	241
8.4 Die Macht der Sprache und des Sprechens im Kontext einer vertrauensvollen Beziehung	242
8.5 Die Macht der (Um-)Deutung	244
8.6 Die Macht der Imagination	247
8.7 Die Macht der Suggestion	249
8.8 Die Macht von Präsenz, Empathie und Nähe	251
8.9 Das Ineinander von Macht und Ohnmacht in Seelsorge und Beratung	252
8.10 Schluss: Wahrnehmung von Grenzen als Schutz	256
Kap. 9 Neue Figurationen: Anregungen zu einer machtttransparenten Kirche	259
Literaturverzeichnis	268

Kap. 4 Die Macht des Amtes und der Rolle

4.1 Amt und Amtsträger bzw. Amtsträgerinnen

Repräsentanten oder Funktionsträger – seit dem 20. Jahrhundert auch Funktions-trägerinnen – von religiösen Institutionen und Organisationen haben ein Amt inne und üben in dieser Eigenschaft Macht und Einfluss aus. Im Bereich der evangelischen Kirchen sind es traditionell die *Pfarrerinnen und Pfarrer*, die im Namen ihrer Kirche Machtbefugnisse wahrnehmen. Sie tun das auf mehreren Ebenen:

(1) Sie vertreten öffentlich die *Deutungsangebote und -ansprüche* der jüdisch-christlichen Traditionen, indem sie als akademisch ausgebildete Professionelle, als theologische Expertinnen, öffentlich, vorrangig in der Predigt, Bibel und Tradition auslegen. Sie tun es in der Rolle als Geistliche, als von der Institution Kirche Berufene, die mit dem Akt der Ordination eine überindividuelle Beauftragung in Anspruch nehmen können. Als Amtsträgerinnen genießen sie eine besondere Autorität.

(2) Sie repräsentieren *geistlich-rituelle Macht*, weil sie das Recht haben, die Rituale der Institution zu vollziehen (Gottesdienst, Taufe, Abendmahl, Kasualien etc.); dieser Vollzug steht nur den Amtsträgern, den Geistlichen, nicht aber den Laien, zu.

(3) Sie vertreten institutionelle, durch Kirchenordnungen festgelegte *rechtliche Ansprüche und Regeln nach außen*, wenn sie (nach Absprache mit dem Kirchenvorstand) kirchenrechtlich relevante Entscheidungen fällen (z. B. Verstorbene, die aus der Kirche ausgetreten waren, die von den Angehörigen gewünschte kirchliche Bestattung verwehren oder ausnahmsweise gestatten). Dazu gehört auch der sogenannte »Pfarrzwang«, d. h. die Verpflichtung von Mitgliedern einer Pfarodie, gewünschte kirchliche Handlungen vom zuständigen Pfarrer, der Pfarrerin dieser Pfarodie vornehmen zu lassen oder sich mit einem sogenannten Dimissoriale davon entbinden zu lassen.

(4) Sie üben institutionelle Macht *nach innen* aus, wenn sie etwa im Kontext einer Gemeinde oder eines Kirchenkreises Dienstvorgesetzte sind, die An-

ordnungen erteilen und kontrollieren können; wenn sie Zielsetzungen formulieren, Gremien leiten, Tagesordnungen aufstellen (durch die sie Prioritäten und Posterioritäten fixieren) etc.

(5) Sie üben in diesen verschiedenen Machtformen immer auch *persönlich-kommunikative Macht* aus durch die Art und Weise, wie in ihrer professionellen Kompetenz die persönlichen Eigenschaften und Charakterzüge, ihre individuelle Kommunikationsfähigkeit und ihre Ausstrahlung durchscheinen und damit das Amt überzeugungskräftig beglaubigen.

Diese verschiedenen Ebenen lassen sich nicht säuberlich trennen: Die rituelle Macht inszeniert die institutionelle, die persönliche Ebene ist von der institutionellen getragen, die institutionelle Ebene wird von der persönlichen beglaubigt. Das, was auf den ersten Blick als persönliche Ausstrahlung oder Charisma erscheint, ist zugleich überpersönlich legitimiert und insofern ein wesentlicher Teil jedes Amtes. Dabei ist die Macht der Amtsträgerinnen natürlich nicht deren Besitz, sondern entfaltet sich erst im Kontext einer Figuration, einer Wechselbeziehung der Institution und ihrer Repräsentanten mit Gemeindegliedern, Kirchenvorstandmitgliedern, Kollegen, Vorgesetzten und anderen Personen im Umfeld der Gemeinde sowie gesamtgesellschaftlichen Tendenzen. Die Macht des Amtsträgers muss im Rahmen der jeweiligen Beziehung von den anderen akzeptiert werden: Wenn sie sich mit anderen einig werden, können sie Projekte umsetzen (vgl. den Machtbegriff von Arendt → s. o. Kap. 1.2). Wenn jedoch Sachverhalte unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden und entsprechend unterschiedliche Interventionsstrategien, abhängig von den vorhandenen Rollendifferenzen (Pfarrerin, Organistin, Küster etc.) und Ressourcen gefordert werden, entstehen Machtkonflikte.⁷⁶ Machtkonflikte sind normale, selbstverständliche Bestandteile institutionellen Handelns; allerdings sollten die Beteiligten lernen, solche Konflikte konstruktiv zu bearbeiten und zu lösen (indem unterschiedliche Motive und Interessen offengelegt werden) statt sich gegenseitig mit einer grundsätzlich negativen Einschätzung von Macht und Konflikt zu blockieren.

Traditionell geht die Legitimation des geistlichen Amtes auf eine *Berufung durch Gott* selbst zurück: Die Propheten sehen ihre Aufgabe direkt vom Auftrag Gottes abgeleitet: »Höret ihr Himmel und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet!«, sagt der Prophet Jesaja (Jes 1,2). Gott spricht durch den Mund des Propheten, der Prophet *ist* die Stimme Gottes und übt auf diese Weise eine un-

⁷⁶ »Eine bestimmte spezifisch protestantische Mischung aus Partizipation, individueller Meinungsfreiheit, programmatisch hierarchiekritischer Grundeinstellung und zugleich faktischer theologischer Deutungskompetenz der Pfarrpersonen wirkt dann im Ernstfall eher konfliktverschärfend als konfliktmindernd« (Schlag 2021, S. 210).

anfechtbare Autorität aus. Das, was der Prophet proklamiert, beruht auf direkten Eingebungen, Visionen und Auditionen (vgl. Jes 1,1). Der Prophet löscht sein eigenes Ich aus und spricht als Ich seines göttlichen Auftraggebers. Seine Macht ist die Macht Gottes, nicht seine eigene. Für die Adressaten des Propheten, das Volk, heißt, Gott zu dienen bzw. ihm zu gehorchen, dem Folge zu leisten, was der Prophet im Namen Gottes verkündet.

Der Prophet wie auch der Priester bekommt durch seine Berufung eine besondere *Vollmacht* (*exousia*) verliehen, d.h. eine geistliche »Verfügungsgewalt«, eine spirituelle Amtsgewalt (vgl. zum Folgenden Coenen/Haacker 2010, S. 1184 ff.). Vollmacht meint die delegierte Macht, die an eine Position als Gesandter oder Beauftragter eines Größeren gebunden ist. Auch ein König übt, so die Vorstellung im AT, sein Amt als Repräsentant Gottes aus, durch die Salbung wird er zum »Sohn Gottes« adoptiert (Ps 2,7); er übt sein Amt »von Gottes Gnaden« und mit der von Gott verliehenen Vollmacht aus. Wer in Vollmacht handelt oder redet, tut dies nicht in eigener Machtvollkommenheit, sondern ist gewissermaßen *transparent für den Auftraggeber*. Gott der Schöpfer delegiert von seiner unbegrenzten Macht an bestimmte Personen, die dadurch machtvoll auftreten können. Die Vollmacht wird mit dem Amt als gegeben betrachtet, sie muss nicht durch persönliche Überzeugungskraft oder andere Machtmittel erst hergestellt werden.⁷⁷ Auch Jesus handelt in seinem irdischen Wirken in der Vollmacht Gottes, wenn er predigt, Sünden vergibt und Wunder tut. Nach seiner Auferstehung geht seine Vollmacht auf die Apostel über und legitimiert deren Verkündigung.

In der frühen Kirche etablierte sich ab dem 4. Jahrhundert die Vorstellung einer *apostolischen Sukzession*: Die von Jesus berufenen Jünger bzw. der durch sein Berufungserlebnis direkt legitimierte Paulus bildeten die Autoritäten der urchristlichen Gemeinde. Sie gaben, so die idealtypische Rekonstruktion, ihren Auftrag durch das Ritual der Handauflegung (z. B. Apg 6,6 u.ö.) an Personen aus der nächsten Generation weiter und verliehen ihnen damit die entsprechende Vollmacht. So entstand die Institution Kirche, die durch apostolische Sukzession beglaubigt ist: Der Bischof von Rom wurde Nachfolger Petri genannt, die anderen Bischöfe galten als Nachfolger der Apostel. Die Priester werden von den Bischöfen geweiht und sind damit Teil dieser Amts- und Lehrkontinuität. Wer in der Sukzessionslinie steht, wird in ein Amt eingesetzt, nimmt eine letztlich von Gott gegebene »Führungsstelle« ein, darf sich darin entsprechend autorisiert wissen und die nötigen geistlichen Machtbefugnisse ausüben.

⁷⁷ Sie wird auch an Personen verliehen, die dazu nach menschlichen Maßstäben ungeeignet erscheinen, man denke an Mose, der von sich sagt, er habe eine »schwere Zunge« (Ex 4,10) und sei deshalb nicht geeignet als Bote Jahwes.

»Nach heutigem Sprachgebrauch bezeichnet der Begriff ›Amt‹ eine rechtlich eindeutig festgelegte und gesellschaftlich anerkannte Führungsstelle, die im Namen einer bestimmten Institution Hoheitsrechte ausübt, und der dazu bestimmte Machtmittel zugeordnet sind« (Jürgen Roloff, zit. nach Klessmann 2012, S. 188). Zwar gibt es einen solchen Begriff des Amtes im NT nicht, aber Luther hat den Begriff der *diakonia* (= Dienst 2 Kor 5,18) so ins Deutsche übersetzt und damit offenbar eine zu seiner Zeit geläufige Vorstellung verbunden, die man durchaus als »Führungsstelle« verstehen muss: Der von der Gemeinde berufene und ordinierte Pfarrer steht der Gemeinde vor und übt damit eine legitimierte Autorität aus.

Die Geistlichen, die den Heilscharakter der Kirche (»*extra ecclesiam salus non est*«, Cyprian von Karthago) gleichsam verwalten, und über die »Heiligung« des Lebens ihrer Gemeindeglieder nach der Taufe wachen sollen, hatten beachtliche Deutungs- und Disziplinarmacht. Ihre Verkündigung prägte die Weltansicht und die Normen ihrer Gläubigen; mit Hilfe von Bußmaßnahmen trugen sie entscheidend zur Regulierung des kirchlichen und des sozialen Lebens bei; Ermahnungen zu einem »gottgefälligen« Leben mussten ständig erneuert werden. Verletzungen der Ordnung (Sexualdelikte, Fragen der Sonntagsheiligung, Familienstreitigkeiten, Gewaltausübung) wurden mit Kirchenzuchtmaßnahmen geahndet. Die *Schlüsselgewalt* (Mt 18,18), also die geistliche Kompetenz, »zu binden und zu lösen«, d. h. Menschen wegen bestimmter Verfehlungen aus der Kirchengemeinschaft (und damit auch aus der sozialen Gemeinschaft!) auszuschließen oder (wieder) aufzunehmen und auf diesem Weg über ihr ewiges Heil (oder Unheil) zu entscheiden, verlieh dem Priester eine erhebliche Machtfülle. Je geschlossener und hierarchisch strukturiert die Kirche war, desto zwingender erschien die amtliche Verbindlichkeit bzw. Normativität ihrer Lebens- und Glaubensvorgaben.

Die Reformation stellte den Auftrag der Verkündigung des Wortes Gottes in den Kontext der Vorstellung vom *allgemeinen Priestertum* bzw. des Priestertums aller Glaubenden im Anschluss an 1 Petr 2,9 f. (Zum Folgenden ausführlich Klessmann 2012, S. 191 ff.). Der Glaube »ist allein das recht priesterlich Amt [...]. Darum sind alle christlichen Männer Pfaffen, alle Weiber Pfäffinnen, sie seien jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, Gelehrter oder Laie. Hier ist kein Unterschied. Durch Christus sind alle Gläubigen Könige und Priester« (Luther, WA 6, S. 370). *Alle* Christen und Christinnen sind durch die Taufe und den Glauben zum Dienst der Kommunikation des Evangeliums berufen. Priester-Sein hat letztlich dieselbe Bedeutung wie Christ-Sein. Nur um der Ordnung willen soll die Gemeinde eine Person berufen, die geeignet ist, *öffentlich* zu predigen und die Sakramente auszuteilen: »Wir haben alle die gewalt, aber neymandt soll sich der vermessen öffentlich zu ubenn denn der dartzu durch die gemeinde erwelt ist« (WA 10/3, S. 97). Jeder Christ, jede Christin soll und darf

»seinen nehesten Leren, unterrichten, vermanen, trösten, straffen durch Gottes Wort, wenn und wo jemand das bedarff, als Vater und Mutter ire Kinder und Gesinde, ein Bruder, Nachbar, Burger oder Bawer den anderen« (WA 41, S. 211).

Luther stellt mit diesem theologischen Ansatz vom Priestertum aller Gläubenden die Machtverhältnisse in der katholischen Kirche (wenigstens in der theologischen Theorie) auf den Kopf: Nicht mehr einige wenige Geweihte, die in der apostolischen Sukzession stehen, haben die Kompetenz zur Kommunikation des Evangeliums, sondern alle Getauften. Das spiegelt sich im Titel einer 1523 von Luther veröffentlichten Schrift mit dem vielsagenden Titel »Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen: Grund und Ursache aus der Schrift« (Luther 1983, Bd. V, S. 7). Dieser fast egalitär zu nennende Ansatz wird jedoch von Luther selbst in den folgenden Jahren relativiert: Zwar betont er, dass alle Christen von Gott gelehrt und zu Priestern berufen sind und da, wo keine anderen Christen leben, auch beauftragt sind, »zu predigen und das Evangelium zu lehren«. Aber da, wo es schon eine Gemeinde gibt, »müssen wir uns nach der Schrift verhalten und unter uns selbst diejenigen berufen und einsetzen, die man dazu geeignet findet und die Gott mit Verstand erleuchtet und mit Gaben dazu geziert hat« (Bd. V, S. 12 f.). Für die Aufgabe der öffentlichen Verkündigung werden also Einzelne und in aller Regel Männer ausgesondert und durch die Ordination mit spezifischen Machtbefugnissen versehen, die zwar im Prinzip allen Getauften zustehen, de facto aber nur von Einigen wahrgenommen und ausgeübt werden. Die Reformatoren legten angesichts der realen Bildungsverhältnisse im 16. Jahrhundert großen Wert darauf, dass die Pfarrer eine akademische Ausbildung absolvierten, um eine theologische Kompetenz (Auslegung der Schrift in der Originalsprache) zu erwerben. Dadurch unterschieden sich die Pfarrer (funktional, nicht wesensmäßig) von den Laien, was sich natürlich auf das Amts- oder Rollenverständnis der Pfarrer auswirkte. So scheint es folgerichtig, dass die lutherische Orthodoxie des ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhunderts im Anschluss an späte Äußerungen Luthers von der göttlichen Stiftung des Amtes sprach; die Ordination verleiht dann eine besondere potestas, die den Amtsträger von den Laien unterscheidet. In ähnlicher Weise wurde im Neuluthertum des 19. Jahrhunderts die göttliche Stiftung des Amtes verstärkt herausgestellt: In diesem Modell ist klar, dass der Hirte über der Herde steht und die Gemeinde ihm Gehorsam schuldet. Die Nähe zum katholischen Amtsverständnis ist offensichtlich. Haben die hierarchischen gesellschaftlichen Verhältnisse egalitär-demokratische Ansätze in den reformatorischen Kirchen verhindert? Oder haben die realen Bildungsverhältnisse Partizipationsmöglichkeiten von Gemeindegliedern unmöglich gemacht (erst die Weimarer Verfassung von 1919 hat die allgemeine

Schulpflicht für ganz Deutschland festgeschrieben!)? Oder stehen die neo-orthodoxen theologischen Begründungszusammenhänge des Amtes im Dienst eines (unbewussten) Wunsches nach Machtsteigerung im Pfarramt?

Im 20. Jahrhundert gab es in den evangelischen Kirchen, vor allem mit der Barmer Theologischen Erklärung, wiederholt Versuche, den *Dienstcharakter des Pfarramts* zu betonen. Dabei gerät der theologische Ansatz immer wieder in Konflikt mit der Dynamik der Amtsinhaber, d. h. mit dem Versuch Einzelner, ihr Amt de facto als eine Machtposition zu verstehen und auszuüben.

Ein interessantes Beispiel für diese Konstellation ist die Autobiographie eines der ersten Missionare in Papua-Neuguinea, Christian Keyßer, der von 1899 bis 1920 dort tätig war, mit dem vielsagenden Titel »Das bin bloß ich« (1966). Einerseits tritt er als Missionar sehr freundlich, dienst- und hilfsbereit gegenüber der indigenen Bevölkerung auf, schildert ausführlich, wie er Mord und Totschlag zwischen verfeindeten Stämmen der »Heiden« verhindern konnte, andererseits gibt er sich als ausgesprochen autoritär und machtbewusst, indem er selbstverständlich davon ausgeht, dass seine christlichen Verhaltensregeln universal gültig und von den Ureinwohnern zu befolgen sind (z. B. seine berühmte »Mistpredigt«, S. 56 ff., oder die Art und Weise, wie er Menschen beschämte). Exemplarisch wird hier die höchst ambivalente Rolle der christlichen Mission im Blick auf die Bewertung von Kolonialismus und Rassismus deutlich.

Sozialgeschichtlich gesehen gehörten die Priester der katholischen Kirche und später die Pfarrer der evangelischen Kirche zu den Autoritätspersonen einer jeden Kommune. Nicht zufällig redete man sie in der Katholischen Kirche mit »Hochwürden« an. Sie galten als angesehene Repräsentanten der Institution, besaßen geistliche und moralische Autorität,⁷⁸ gehörten in der Regel zu den wenigen akademisch Gebildeten der Stadt, hatten Zugang zu Fürsten und Bürgermeistern. Bis ins 20. Jahrhundert zählte der Pfarrer zu den besonders angesehenen Berufen, meistens wurden sie direkt nach dem Arztberuf genannt. Erst in jüngster Zeit sinkt dieses Ansehen zusammen mit der zurückgehenden öffentlichen Wertschätzung der Kirche als Institution insgesamt.

Trotz des sinkenden gesellschaftlichen Ansehens hat der *Pfarrberuf ein bleibendes Gewicht*, weil er immer mehr als das repräsentiert, was die Person des Amtsträgers darstellt und darstellen kann. Dieses »mehr« setzt sich aus verschiedenen Aspekten zusammen: Der Beruf steht für eine besondere Beziehung zum Heiligen, zu einer wie auch immer verstandenen Transzendenz, die zumindest als Ahnung oder Sehnsucht für viele Menschen relevant bleibt; dieser Bezug wird sichtbar, wenn Pfarrerinnen und Pfarrer am Altar, auf der Grenze

78 »Auctoritas« bedeutete nach Eschenburg (1976, S. 12) ursprünglich »freiwillige Unterwerfung unter den helfenden Rat eines anderen im Vertrauen auf dessen zwingende Überlegenheit«, wobei diese Überlegenheit institutionell oder durch herausragende persönliche Eigenschaften begründet sein kann.

zwischen Profanität und Sakralität, oder beim Begräbnis, auf der Grenze zwischen Leben und Tod, amtierend. Aus dem *Transzendenzbezug*, der von der Kirche als Institution bestätigt wird, speist sich die sehr lange, auch kulturgeschichtlich bedeutende Tradition dieses Berufs, die zu der bis in die Gegenwart repräsentativen öffentlichen Stellung führt. Es liegt in der Natur der Vorstellung vom Amt, dass sie nicht deutlich unterscheidet zwischen der Institution und dem Amts- oder Rollenträger; beide verschmelzen: Der Amtsträger beruft sich auf den größeren Auftrag, stellt einerseits die eigene Persönlichkeit zurück, will aber andererseits in der Durchführung z. B. eines Gottesdienstes oder eines öffentlichen Gedenkens doch auch persönliche Akzente durchscheinen lassen. Er bzw. sie gewinnt Macht durch den institutionellen Auftrag, wie er in der Ordination oder Einführung rituell dargestellt und dokumentiert wird; diese Macht lässt sich persönlich-individuell qualifizieren und steigern, wenn der Auftrag rhetorisch lebendig und persönlich glaubwürdig ausgeübt wird. Dann wird die institutionelle Macht durch persönliche oder Beziehungsmacht unterlegt und verstärkt. Grundsätzlich ist das Amt allerdings nicht darauf angewiesen, dass Amtsträger es persönlich glaubwürdig ausfüllen. Das Amt hat seine Macht, seine Autorität in sich selbst, in seiner transzendenten Legitimation – unabhängig von den geistlichen, moralischen oder kommunikativen Qualitäten bzw. Mängeln der Amtsinhaber.

Zu Beginn des 4. Jh. n. Chr. entbrannte der später sogenannte *donatistische Streit*, der in der Reformation wieder aufgenommen wurde: Es ging um die Frage, ob Sakramente, die von Priestern gereicht wurden, die während der Christenverfolgungen vom Glauben abgefallen waren, trotzdem gültig seien oder nicht. Die Anhänger des Bischofs Donatus vertraten die Ansicht, dass die Kirche aus den »Reinen« bestehe, dass nur deren Sakramentsausteilung »gültig« sei. »Die Kirche müsse etwas Besonderes sein, ihre Mitglieder sollten sich durch die Treue ihrer Überzeugungen und die Reinheit ihres Lebenswandels abheben, ihren Priestern müsse die Gabe des göttlichen Geistes als persönliche Lauterkeit anzumerken sein« (Lauster 2015, S. 83). Die Attraktivität des Donatismus besteht in der Suggestion, die Macht der Kirche und vor allem ihrer Priester würde durch ihre persönliche Heiligkeit und Untadeligkeit begründet. Die Reformation hat sich in der Confessio Augustana von 1530, Art. VIII, gegen diese Auffassung entschieden: Das Sakrament ist gültig, auch wenn der Pfarrer kein untadeliges Leben führt. Die geistliche Macht hängt am Amt, nicht an der Person.

Diese Annahme wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts grundlegend in Frage gestellt. Eine Umfrage bereits von 1906 zeigte, wie sich die gesellschaftliche Stellung der Kirche in Deutschland gewandelt hatte: Nicht mehr das Amt trägt die Person, sondern im Gegenteil, die Person muss das Amt beglaubigen und überzeugungskräftig darstellen, lautete ein wesentliches Ergebnis dieser Umfrage (vgl. ausführlicher Klessmann 2012, S. 151 ff.): Eine Chance für kommu-

nikativ und spirituell Begabte und eine Überforderung für diejenigen, die ihr Amt gerade mal »schlecht und recht« ausüben (ausführlicher → s. u. Kap. 4.2).

Die Einflussmöglichkeiten der Amtsträgerinnen leben entscheidend von den Bedürfnissen der Menschen, die an Knoten- und Krisenpunkten ihres Lebens besonders empfänglich oder bedürftig für religiöse Kommunikation sind: Bei Unfällen, Krankheit, Sterben, Tod, Trauer oder sonstigen Krisenereignissen stellt sich plötzlich die Sinnfrage neu; viele Betroffene wünschen sich dann einfühlsame Begleitung und Deutungsangebote, mit deren Hilfe die Krise rituell, emotional und kognitiv bearbeitet werden kann. Das kann punktuell geschehen, etwa im Kontext einer Kasualie, oder durch eine Art von Lebensbegleitung in der Ortsgemeinde, durch die Pfarrpersonen Ansehen und Einflussmöglichkeiten erwächst.⁷⁹

Aus heutiger Sicht kann man drei Amtsmodelle unterscheiden, die auch unter dem Machtaspekt unterschiedlich einzuschätzen sind (zum Folgenden Hauschildt/Pohl-Patalong 2013, S. 375 f.):

- In einem *spirituellen Modell* steht die geistliche Existenz der Pfarrperson im Vordergrund: Pfarrerinnen und Pfarrer sind »anders« als andere Christen, sie sollen explizit fromm und Führer bzw. Führerinnen in das Heilige sein (so Manfred Josuttis 1996); dies soll an ihrer Glaubens- und Lebensgestaltung ablesbar sein. Ihre Macht liegt in ihrem geistlichen Charisma, das letztlich nicht begründet werden muss, aber auch nicht hinterfragt werden kann.
- Das *institutionelle Modell* sieht das Amt als Repräsentanz der Institution Volkskirche und ihrer Durchdringung der Gesellschaft. Pfarrer und Pfarrfrauen gelten als Experten für Kontingenzbewältigung und als Bürgen für ein sinnerfülltes integriertes Leben. Ihre Macht erwächst aus der gesellschaftlichen Stärke der Institution; in dem Maß, in dem die Institution Reputation und öffentliche Resonanz verliert, geht auch die Macht ihrer Repräsentanten zurück.
- Das *organisatorische Modell* sieht das Pfarramt vorrangig als Managementaufgabe. Es geht um die ressourcenorientierte, aktivierende, andere Menschen befähigende Leitung in einer immer noch sehr großen religiösen Organisation. In diesem Modell ist die Macht der Pfarrperson daran ablesbar, ob und wie Kirche bzw. Gemeinde wachsen, Ehrenamtliche mitarbeiten und neue Felder evangeliumsbezogener Kommunikation erfolgreich besetzt werden.

⁷⁹ Im Zusammenhang mit der Aufarbeitung von sexueller Gewalt durch Priester und Pfarrer spielt eine Rolle, dass Kinder und Jugendliche oft eine Art von Bewunderung bis hin zur Abhängigkeit gegenüber Amtsträgern entwickeln, die von diesen im schlimmsten Fall als Gelegenheit zum sexuellen Übergriff missbraucht, im besten Fall zur Förderung der Jugendlichen eingesetzt werden können.

Keines dieser drei Modelle gibt es in Reinkultur, sie werden und müssen eine Balance finden; und doch ist die Unterschiedlichkeit der Akzente klar auszumachen. In allen drei Modellen liegt seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die entscheidende Wirkkraft bei der Person, die Amtsautorität tritt zunehmend in den Hintergrund.

Aus soziologischer Sicht kann man den Begriff des Amtes durch den der *Rolle* erläutern. Der Rollenbegriff ist nicht theologisch belastet und strittig wie der des Amtes und zugleich näher an der konkreten kirchlich-sozialen Realität. Rolle bezeichnet »ein Bündel normativer Verhaltenserwartungen« (Peuckert 2000, S. 290), die an die Inhaber bestimmter sozialer Positionen herangetragen werden. In der Institution Kirche sind die Rollenerwartungen von einem zugrundeliegenden Verständnis von Kirche und ihren Ämtern abgeleitet, teilweise durch Kirchenordnung bzw. Kirchengesetz normiert, teilweise bleiben sie relativ unbestimmt und sind der individuellen Gestaltung im jeweiligen Kontext überlassen: Die Fähigkeit und Bereitschaft sowohl zur Rollenübernahme als auch zur Rollendistanz bildet einen wichtigen Bestandteil des Rollenhandelns (»role-taking« und »role-making«). Rollenhandeln ist also gekennzeichnet durch eine Mischung von Zwang und Freiheit: Einerseits gibt die Rolle Verhaltensmuster vor, denen man Folge leisten sollte, weil sie Verhaltenssicherheit anbieten, andererseits bleibt die detaillierte Ausgestaltung der Rolle individuelle Möglichkeit und Notwendigkeit: Menschen wollen nicht nur fremdbestimmten Rollenträgern begegnen, sondern in der Funktion die individuelle Person, den Menschen erkennen können.

In den Kirchen lässt sich eine signifikante *Veränderung im Rollenverständnis* beobachten: Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war ein hohes Maß an Rollenidentifikation üblich und erwartet.⁸⁰ Im Lauf der 1970er und 1980er Jahre setzte sich mit der sogenannten Seelsorgebewegung mehr und mehr die Anschauung durch, dass die individuelle Person im Rollenhandeln sichtbar werden und dem Handeln damit eine unverwechselbare persönliche Note geben sollte.

Man kann Rollenhandeln in einer Organisation und den persönlichkeitspezifischen Anteil daran auch unter dem Machtaspekt analysieren: Die Macht leitender Positionen ist in der Regel mit Sanktionsmacht verknüpft. Dann stellt sich z. B. die Frage, in welchem Maß eine Leitungsperson willens und in der Lage ist, diese Sanktionsmacht in Konfliktfällen auch wirklich auszuüben, also z. B. in Jahresdienstgesprächen klare, ermutigende, aber auch kritische Feedbacks

⁸⁰ Man kann das z. B. am Predigtverständnis der dialektischen Theologie ablesen: Die individuelle Person des Predigers galt als Hindernis für den Predigtauftrag und sollte deswegen so weit wie möglich in den Hintergrund treten (vgl. Thurneysen 1921/1971).

zu geben oder unpopuläre Leitungsmaßnahmen anzukündigen, durchzusetzen und nach einer bestimmten Zeit auch die Ergebnisse zu kontrollieren. Persönlichkeitsspezifische Einstellungen und theologische Bewertung von Macht und Leitung durchdringen sich an diesem Punkt.

4.2 Amt und Person

Das Verhältnis von Amt und Person war im Lauf der Kirchengeschichte lange Zeit hindurch eindeutig zugunsten der Bedeutung des Amtes entschieden. Die Möglichkeiten der Machtausübung lagen bei den Amtsträgern: Das Amt besitzt eine überpersönliche Qualität, weil, wie es klassisch heißt, es von Gott gestiftet ist und die in der Sukzession der Apostel stehenden, durch die Weihe legitimen Bischöfe und Priester Christus selbst repräsentieren und damit der Gemeinde als geistliche Autoritäten gegenüberstehen. Zwar wurden schon früh gewisse persönliche Eignungsanforderungen an einen künftigen Bischof oder Diakon formuliert (z. B. 1 Tim 3), sie begründeten aber keinen eigenständigen Stellenwert der Persönlichkeit des Amtsträgers (vgl. ausführlich Klessmann 2012, S. 188 ff.). Auch die Reformation hat an dieser Sichtweise wenig geändert, das zeigen die Ausführungen der Confessio Augustana zum Amt (CA V). Im Pietismus ändert sich diese Einstellung, jetzt legte man zunehmend Wert auf eine persönliche, auch nach außen überzeugend wirkende Glaubenshaltung; jetzt wurden die Einflussmöglichkeiten des Pfarrers auch von seiner persönlichen Frömmigkeit her begründet. Im 19. Jahrhundert weitet sich dieser Ansatz zu der Forderung aus, dass die gesamte Persönlichkeit des Pfarrers (einschließlich seiner Familie!) glaubwürdig in Erscheinung treten und dadurch das Amt und seinen Auftrag legitimieren solle. Hier beginnt eine Entwicklung, unterbrochen vom Pfarrbild des Zeugen in der dialektischen Theologie, die im 20. Jahrhundert in die oben schon genannte These mündet: Nicht das Amt trägt die Person, sondern die Person, ihre persönliche, spirituelle und kommunikative Qualifikation und Authentizität, beglaubigt das Amt. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts formuliert ein Aufklärungstheologe: »Pfarrer sein heißt so zu leben, dass der andere durch unser Beispiel gebessert werde« (zit. nach Klessmann 2012, S. 113). Berühmt geworden ist Schleiermachers Verständnis der Predigt als »Mitteilung des zum Gedanken gewordenen frommen Selbstbewusstseins«. Der Geistliche soll sich als »ausgezeichneter Christ in allem« beweisen (S. 113). Während die Institution Kirche und die Ämter, die zu ihr gehören, an Ansehen und Macht verlieren, müssen die sie repräsentierenden Personen das Amt gewissermaßen retten. Die Botschaft des Evangeliums wird

abhängig von der spirituellen und rhetorischen Überzeugungskraft der Pfarrperson.⁸¹

Fulbert Steffensky hat diese Entwicklung so zusammengefasst: »Die Zeit der festen Rollen ist vorbei. Der Pfarrer (und nun auch die Pfarrerin) sind nur noch sie selber, es schützt, ermuntert und verdirbt sie immer weniger ein diesem Beruf vorausliegendes Muster. Sie sind, die sie sind. Ihre Worte werden nicht gehört, weil sie aus dem Mund des Pfarrers oder der Pfarrerin kommen. Sie werden gehört und bedacht, insofern sie gut sind. Sie werden geehrt, insofern sie ehrenhaft sind, und nicht, weil sie einen geistlichen Beruf haben [...]. Das bedeutet zunächst eine größere Freiheit. Sie sind nicht mehr Opfer ihrer Rolle [...]. Aber es bedeutet auch eine oft zu schwere Last. Sie müssen sich ständig ausweisen und ständig beweisen, noch mehr, sie sollen ihre Botschaft ausweisen. Das Evangelium wird für so gut gehalten, wie die Pfarrerin oder der Pfarrer ist, die es predigen. Das aber ist zu viel für die Schulter eines Menschen« (Steffensky, zit. nach Klessmann 2012, S. 116 f.).

Anders gesagt: Die Autoritäts- und Machtposition des Pfarramtes reduziert sich auf die kommunikative und theologische Kompetenz der Pfarrperson, der Amtsbonus, der institutionelle Hintergrund des Amtes verliert zusehends an Bedeutung. Von einer hohen Kanzel zu predigen, passt als Gestus nicht mehr zur veränderten kommunikativen Lage der Kirche in einer demokratischen und säkularen Gesellschaft. Predigt kann nicht länger autoritative Verkündigung »von oben« sein, die von den Hörenden dankbar entgegengenommen wird. Stattdessen soll Predigt zum Dialog einladen, zum Bedenken und Nachdenken (wozu auch Widerspruch und Zweifel gehören!) dessen, was biblischer Text und pastorale Predigt anbieten. Ähnlich wie in der Seelsorge muss die Predigt das Gespräch, die Auseinandersetzung, das Hin und Her des Austausches suchen: Wie in der Seelsorge gibt es keine autoritative, verbindliche Deutung mehr, sondern Anregung, Denkanstoß, situative Impulse, die von den Rezipienten aufgenommen (oder abgelehnt), auf ihre Lebenssituation bezogen, von ihren eigenen Gedanken und Einstellungen her verändert werden. Die Deutungsmacht des Pfarramtes verschwindet damit nicht, aber sie ist nicht mehr autoritativ gegeben, sondern bekommt einen dialogischen Charakter und muss sich immer wieder als sinnstiftend erweisen (→ vgl. ausführlicher Kap. 7).

Diese These ergibt sich auch, wenn man, wie es der frühe Luther vertreten hat, das Amt funktional von der Gemeinde ableitet, vom Gedanken des Priester-

81 Als ein Beispiel für diese Entwicklung kann man die frühere Landesbischöfin der Hannoverschen Landeskirche und kurzzeitige Ratsvorsitzende der EKD Margot Käßmann sehen, die sich durch ihre individuelle unkonventionelle Kommunikationsfähigkeit, durch neue markante theologische Positionen und durch ihren Rücktritt nach einem persönlichen Fehlverhalten außerordentliche Popularität erwarb, was dem Ansehen der evangelischen Kirche insgesamt sehr zuträglich war.

tums aller Getauften. Es ist Sache aller Getaufter, der Gemeinde als Ganzer, für die Aufgabe der Kommunikation des Evangeliums Sorge zu tragen. Der Pfarrer bzw. die Pfarrerin soll den öffentlichen Auftrag wahrnehmen, aber grundsätzlich unterscheidet sie das nicht von der Aufgabe, die in ähnlicher Weise Eltern oder Lehrer gegenüber den Kindern haben. Die Machtstellung des Pfarrers bzw. der Pfarrerin wird dadurch reduziert, dieser Mangel aber durch die Einbeziehung vieler, durch den lebendigen Austausch innerhalb der Gemeinde aufgewogen. Leider hat sich diese schon von Luther und Schleiermacher angedachte Möglichkeit eines *partizipativen oder kooperativen Verständnisses des Amtes* nie wirklich durchgesetzt, offenbar ist die Machtoption doch (bewusst und unbewusst) so attraktiv, dass die evangelische Kirche, entgegen den Ursprungsabsichten, zu einer ausgesprochenen Pastorenkirche geworden ist, in der die wesentlichen Einflüsse und Entscheidungen von den Pastoren und Pastorinnen ausgehen. Die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD von 2015 hat diesen Trend noch einmal bestätigt: Für die Mehrzahl der evangelischen Christen und Christinnen ist die Pfarrperson das Gesicht der Kirche und deshalb in ihrer herausgehobenen Stellung unverzichtbar. Für eine aktive, lebendige Gemeinde erscheint mir diese Pfarrzentrierung problematisch.

Die Macht der Rabbiner, Priester und Pfarrer und Pfarrerrinnen ist ursprünglich abgeleitet von ihrer Funktion, die *Schrift auszulegen* und Gottes Wort zu verkündigen. Die alttestamentlichen Propheten wussten sich direkt von Gott berufen, geben das Wort, das ihnen aufgetragen ist, unmittelbar weiter: »Und der Herr streckte seine Hand aus und rührte meinen Mund an und sprach zu mir: ›Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund. Siehe, ich setzte dich heute über Völker und Königreiche, dass du ausreißen und einreißen, zerstören und verderben sollst und bauen und pflanzen.« (Jer 1,9 f.). Der Prophet versteht sich als Werkzeug Gottes, die Macht Gottes geht über auf den, der das göttliche Wort verkündigt; und dieses Wort hat aufbauende bzw. zerstörende Kraft. Man könnte auch sagen: Der Prophet ist vom Geist Gottes inspiriert, er hat sein Charisma, seine Begabung, seine Wirkkraft unmittelbar von Gott. Aus diesem Bewusstsein erwächst seine Widerständigkeit gegenüber den etablierten religiösen Strukturen seiner Zeit, seine Standfestigkeit und Furchtlosigkeit.

Der Begriff des *Charismas* besitzt religionsgeschichtlich gesehen eine außerordentlich machtvolle Bedeutung (die Max Weber durch seine Studien zum antiken Christentum wieder aufgegriffen hat; → vgl. auch Kap. 1.2 und 3.2). Charisma bezeichnet die außeralltägliche, ja antialltägliche Dynamik einer Person, die mit ihrer Geistbegabung jede Institution mit ihren Traditionen, Routinen und fixierten Rollen sprengt (vgl. Ebertz 1999, S. 112). Ihre Legitimation beruht auf einer unmittelbaren Inspiration oder Offenbarung, die ihr Autorität verleiht, mit der sie Veränderung und Innovation einfordert. Ein asketischer Lebensstil, die Bereitschaft zum Konflikt,

ja zum Martyrium verstärkt und beglaubigt die charismatische Aura. Eine in diesem Sinn charismatische Persönlichkeit fungiert als religionskritischer Stachel in etablierten Strukturen.

Mit der Institutionalisierung einer religiösen Bewegung ist dann eine Veralltäglichsung, Egalisierung und Entpersonalisierung des Charismas zu beobachten (→ vgl. ausführlich Kap. 3). Paulus schreibt allen Christen ein Charisma zu: »Jeder hat seine eigene Gabe von Gott, der eine so, der andere so« (1 Kor 7,7). Die potentiell beunruhigende, aufrüttelnde Dimension des Charismas Einzelner verschwindet, wenn es allen Glaubenden zugeschrieben oder an ein Amt gebunden wird. Im letzteren Fall, der zum Normalfall in den großen Kirchen geworden ist, wird dem Amtsträger ein Charisma qua Weihe bzw. Ordination verliehen, er muss selbst keine extraordinäre persönliche Berufung nachweisen können. Das Charisma wird vom Amt »aufgesogen« (Barth 2002, S. 669). Damit verschiebt sich auch die Dimension der Macht: War sie ursprünglich in der Außergewöhnlichkeit einer religiösen Erfahrung oder einer unmittelbaren Berufungserfahrung begründet, so ist sie jetzt durch Tradition und Institution legitimiert, weitgehend unabhängig davon, welche persönlich-geistlichen Qualitäten der Amtsinhaber mitbringt. Deswegen war es lange Zeit hindurch problemlos möglich, dass auch »merkwürdige« Charaktere ein Priester- oder Pfarramt ausübten: Qua Amt wurden ihnen Autorität und Glaubwürdigkeit zugeschrieben, selbst wenn ihr persönliches Verhalten dagegensprach.

Diese Ausgangslage hat sich seit dem 19. Jahrhundert tiefgreifend verändert: Angesichts einer sich ausbreitenden Säkularisierung, die viele Zeitgenossen nicht mehr mit der »Hypothese Gott« als Welterklärungsformel rechnen lässt, muss das geistliche Amt von der jeweiligen Person, von deren Ausstrahlung, kommunikativer Überzeugungskraft und theologischer Kompetenz gefüllt und beglaubigt werden. Wenn das nicht geschieht, wird das Amt als leer wahrgenommen und es kommt zu der oft beklagten Spaltung zwischen Person und Amt und einem entsprechenden Verlust an Macht und Einfluss (vgl. ausführlicher Klessmann 2012, S. 112 ff.).

Das bedeutet für die theologisch-kirchliche Ausbildung, dass gezielt und wiederholt an der Persönlichkeitsentwicklung und Kommunikationsfähigkeit der angehenden Pfarrer und Pfarrerinnen gearbeitet werden sollte.⁸² Das Pfarramt ist ein Beziehungsberuf, dessen Wirksamkeit in hohem Maß auf der Fähigkeit der Professionellen beruht, verlässliche, vertrauensvolle, und inspirierende Beziehungen aufzubauen. Diese Fähigkeit ist nicht einfach gottgegeben: Durch Selbsterfahrung, Supervision bzw. Coaching oder Psychotherapie kann man sich selbst vertieft kennenlernen, persönliche Stärken und Schwächen identifizieren und bearbeiten und damit insgesamt sensibler und kompetenter mit den Beziehungsdynamiken im Pfarrberuf umgehen (vgl. ausführlich Klessmann 2022).

⁸² Diese Zielsetzung enthält einen impliziten Hinweis auf die Wirkungsmöglichkeiten der Ausbilder und Ausbilderinnen: Vermittlung theologisch-geistlicher, kommunikativer und personaler Kompetenz stellt eine umfassende Aufgabe dar, die ein hohes Machtpotential enthält.

4.3 Die ungleiche Macht von Männern und Frauen in der Kirche

In den meisten Religionen spiegelt die rechtlich untergeordnete Rolle der Frau die jeweiligen vorherrschenden patriarchalen Verhältnisse, in denen der pater familias auch in religiöser Hinsicht das Sagen hat. Die Frau galt ihrer physiologischen Eigenschaften wegen (Menstruation, Schwangerschaft) als kultisch unrein und deswegen nicht als amtsfähig. In den jüdisch-christlichen Traditionen hat die Geschichte vom sogenannten Sündenfall (Gen 3) das Bild von Frauen und Männern tief geprägt: Eva verführt Adam; Gott verflucht sie für ihre Tat, sie soll unter Mühen Kinder gebären, ihr Verlangen auf den Mann richten und er soll über sie herrschen (Gen 3,16; vgl. dazu Greenblatt 2017, S. 98 ff.). Obwohl Frauen zur Zeit Jesu und in der Urgemeinde wichtige Rollen ausgeübt haben,⁸³ wurde die Ämterhierarchie der alten Kirche von Männern dominiert; eine religiöse und rechtliche Gleichstellung der Frauen lehnten die Kirchenväter ab. Eine späte Folge dieser Traditionslinie ist in der katholischen Kirche zu sehen, in der die ungleiche Machtverteilung zwischen Männern und Frauen vermeintlich historisch begründet wird: Weil Jesus Mann war und seine Apostel ebenfalls Männer, dürfe die Priesterweihe, mit der Priester in die apostolische Sukzession eingegliedert werden, nur Männern gewährt werden (vgl. Codex Juris Canonici 1024). Die Reformation hat zwar grundsätzlich diese theologische Legitimation des männlichen Priesteramtes bestritten (s. o. 4.1, Zitat Luther), de facto haben sich jedoch auch hier die patriarchal-androzentrischen Strukturen der spätmittelalterlichen Gesellschaft durchgesetzt und das Pfarramt bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts Männern vorbehalten.

Erst zu Beginn des 20. Jahrhundert begannen Frauen, evangelische Theologie zu studieren und sich damit für das Pfarramt in der Kirche zu qualifizieren (zum Folgenden vgl. ausführlicher Klessmann 2012, S. 254 ff.). Es gelang ihnen langsam, als Theologinnen anerkannt zu werden (sie durften sich lange nur »Vikarin« nennen), auch sie selbst neigten zunächst zu einer Form der Selbstabwertung, wenn sie für sich nur die Seelsorge und nicht das Amt der Gemeindeleitung anstrebten. Erst seit den 1950er Jahren begannen Theologinnen, eine vollständige Gleichstellung von Männern und Frauen im Pfarramt zu fordern, allerdings immer noch mit der Schattenseite, dass Frauen meinten, sich den männlichen Standards angleichen zu müssen. Im Zuge des in den späten 1960er und 1970er Jahren aufkommenden Feminismus realisierten Frauen auf der Basis einer rechtlichen Gleichstellung

⁸³ In der neutestamentlichen Exegese besteht Konsens, dass auch Frauen zur Jesusbewegung gehört haben, vgl. exemplarisch Lk 8,1–3; vgl. Theißen (2004, S. 55 ff.); vgl. außerdem Rm 16, 1,3 und 7.

mit Männern die Möglichkeit, das Amt und die Macht des Amtes *anders, d. h. auf ihre Weise*, auszuüben (Differenzfeminismus). Inzwischen ist Konsens, dass nicht mehr die Geschlechterdifferenz zur Leitdifferenz für berufliche Arbeit und pastorale Identität dienen kann. Vielmehr geht es darum, »eine Vielfalt jenseits der Zwänge binärer Geschlechterkonstruktion zuzulassen und anzuregen und zu einem individuellen Stil zu ermutigen [...]« (Karle, zitiert nach Klessmann 2012, S. 262). Seit 1978 wurde in den Landeskirchen der EKD sukzessive die Frauenordination anerkannt, die Zahl der weiblichen Theologiestudierenden übersteigt inzwischen deutlich die der männlichen, im aktiven Dienst sind im Jahr 2016 ca. 7.800 Frauen und 12.300 Männer beschäftigt.⁸⁴ Pfarrerinnen und Bischöfinnen gehören selbstverständlich zum Bild der evangelischen Kirche, gegenwärtig (2022) besetzen drei Frauen die höchsten Leitungsämter in der EKD (Ratsvorsitz, stellv. Ratsvorsitz, Vorsitz der EKD Synode). Dennoch gibt es in verschiedenen Landeskirchen Gleichstellungsgesetze und -beauftragte: Auf der gemeindlichen Leitungsebene der Presbyterien bzw. Kirchenvorstände besteht oft noch ein deutliches Ungleichgewicht zuungunsten der Frauen.

Am Beispiel der ungleichen Machtverteilung zwischen Männern und Frauen in der Kirche lässt sich eindrücklich ablesen, wie Männer auf der Basis überlieferter Geschlechterstereotype jahrhundertlang selbstverständlich und anscheinend theologisch legitimiert die alleinige Macht in der Kirche beansprucht haben (und es in der katholischen und den orthodoxen Kirchen bis heute tun), und wie mühsam es für Frauen gewesen ist, nicht nur die rechtliche Gleichstellung, sondern auch den gleichen Respekt wie die männlichen Amtsträger zu erreichen. In Gesellschaft und Kirchen waren und sind Geschlechterdiskurse immer noch Herrschafts- und Machtinstrumente; ihre Frauen unterdrückenden Funktionen müssen durchschaut und abgebaut werden. Auf diesem Weg war die 2017 entstandene #MeToo-Bewegung ein Meilenstein, um Gewalt und Benachteiligungen gegenüber Frauen aufzudecken.

4.4 Leitung als Bedeutungsmanagement

Macht wird vor allem Leitungsfunktionen zugeschrieben; im Sinn der Definition von Giddens, wonach Macht die gestaltenden Fähigkeiten menschlichen Handelns bezeichnet (→ s. o. Kap. 1.1), ist *Leitung zur Ausübung von Macht geradezu verpfichtet*; tut sie es nicht, verfehlt sie ihre Aufgabe.

⁸⁴ https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/Gezaehlt_zahlen_und_fakten_2021.pdf (Abruf 16.01.2022). Merkwürdigerweise gibt die Statistik von 2021 immer noch Zahlen aus dem Jahr 2016 an.

In den evangelischen Kirchen, in diakonischen Anstalten und Werken sind die Zeiten patriarchaler Leitungsstrukturen und Leitungsstile, die lange Zeit gang und gäbe waren, vorbei: Das Verständnis von Kirche als »Gemeinschaft der Gläubigen« findet wieder zunehmend Anerkennung; die funktionale Ableitung von Leitungsfunktionen aus dieser Gemeinschaft steht deutlich im Gegensatz zu früheren autoritären Verfassungsstrukturen; entsprechend haben sich seit dem 19. Jahrhundert *presbyterial-synodale Kirchenverfassungen* durchgesetzt; der demokratische Zeitgeist hat sich auch in den evangelischen Kirchen verbreitet.⁸⁵ Machtvolle Leitungspositionen sind – mit regionalen und historischen Unterschieden – entsprechend in den evangelischen Kirchen eher schwach ausgeprägt (vgl. zum Folgenden Schmidt/Berg 2002, S. 436 ff.). Die einzelne Kirchengemeinde bildet das grundlegende Element evangelischer Kirchenverfassungen, die mehrheitlich »bottom up« konstruiert sind.⁸⁶ Übergemeindliche Leitungsorgane treten eher in den Hintergrund, sie haben nur geringe Weisungsbefugnisse, ihre Leitungsmacht tritt als *Informations-, Koordinations- und Konfliktlösungsmacht* in Erscheinung. Das zeigt sich am deutlichsten am Amt des evangelischen Bischofs bzw. der Bischöfin bzw. des Präses bzw. der Präses, deren Aufgabe vor allem darin besteht, kirchliche Belange in der Öffentlichkeit zu vertreten sowie innerkirchlich anregend und koordinierend zu wirken. Bischöfinnen und Präses besitzen nicht die Macht (im Unterschied zu ihren katholischen Kollegen), bestimmte inhaltliche oder organisatorische Innovationen in ihren Kirchen anzuordnen. Sie können in Zusammenarbeit mit ihren kirchenleitenden Gremien kreative theologische oder organisatorische Impulse setzen, aber dann müssen sich solche Impulse in einem gewissen Zeitraum gleichsam ausbreiten, müssen Unterstützung in den Synoden finden und schließlich auf der Ebene der Gemeinden und Pfarrämter überzeugen und handlungsrelevant werden – oder sie geraten in Vergessenheit.⁸⁷ Kontrollsysteme existieren kaum; Visitationen werden als »geschwisterlicher Besuchsdienst« definiert, der Anregungen vermittelt, mehr nicht. Disziplinarmaßnahmen werden sehr selten angewandt.

⁸⁵ Auch die Reforminitiativen in der katholischen Kirche wie »Wir sind Kirche« oder »Maria 2.0« leben stark von einem demokratischen Impetus, der die monarchische Machtfülle der Bischöfe und des Papstes nicht länger hinnehmen will.

⁸⁶ Vgl. die Kirchenordnung der EKdR, deren erster Teil mit »Die Kirchengemeinde« überschrieben ist. Darauf bauen dann »Teil 2: Der Kirchenkreis« und »Teil 3: Die Landeskirche« auf.

⁸⁷ Man sieht das beispielsweise am Schicksal des sogenannten Impulspapiers »Kirche der Freiheit« von 2006, das unter der Ägide des damaligen Ratsvorsitzenden der EKD, Wolfgang Huber, veröffentlicht wurde, sehr viel Kritik auf sich zog und inzwischen weithin vergessen ist.

Diese Kirchenstruktur entspricht einem Leitungsverständnis, wonach die Leitung einer Organisation wie der Kirche im Wesentlichen aus *Bedeutungsmanagement* besteht, also der Entwicklung und Vermittlung von Ideen, Werten, Konzepten und Gefühlen, die im Blick auf die Zielsetzung der Organisation insgesamt von besonderer Wichtigkeit erscheinen (Alvesson/Spicer 2014, S. 42). Sowohl die *Veränderung* von grundlegenden Ideen und Zielvorstellungen als auch deren *Stabilisierung und Koordination* gehören vorrangig zu den Zielen und Aufgaben der Leitung; außerdem obliegt ihr die Begleitung und Motivation der Mitarbeitenden. Die Mittel zur Erreichung der Ziele sind kommunikativer Natur, enthalten selten Elemente von Druck und Zwang. Die Persönlichkeit der Leitenden, ihre Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit, ihre Ausstrahlung oder ihr Charisma bilden einen zentralen Teil ihrer Leitungsmacht. Die Fähigkeit, eine Vision von der Zukunft der Institution bzw. der Organisation zu entwickeln, diese Vision immer wieder konzeptionell und persönlich glaubwürdig kommunikativ zu vermitteln und gleichzeitig andere Personen zu entsprechendem Kommunikationsverhalten zu ermutigen und zu ermächtigen, kennzeichnet Leitungsfähigkeit und Leitungsmacht (Beziehungs- und Systemmacht; → Kap. 1.1).

Nicht nur Bischöfe bzw. Präses und Superintendentinnen üben ein Leitungsamt aus, auch das *Pfarramt ist ein Leitungsamt*, selbst wenn die formale Gesamtleitung einer Gemeinde beim Kirchenvorstand liegt. Durch das akademische Studium der Theologie kommt den Pfarrern eine *Expertenmacht* zu: Kommunikation des Evangeliums, die Zentralaufgabe der Kirche und des Pfarramts, fällt speziell in ihre Kompetenz; Auslegung der Schrift (Exegese), Kenntnis von Kirchengeschichte, Dogmatik sowie praktisch-theologischer Teildisziplinen begründen eine Kompetenz, die weitgehend dieser Berufsgruppe vorbehalten ist. Auch wenn die evangelische Kirche auf dem Priestertum aller Getauften und dessen egalisierender Intention aufbaut, so ist doch diese Form der Expertenmacht durch Laien nur schwer zu ersetzen. Die Expertenmacht der Pfarrerinnen begründet wiederum ihre Positionsmacht, die ihnen durch Ordination und Einführung in ein Pfarramt von der Institution verliehen wird. Ordination und Einführung setzen eine *Berufung* (*vocatio interna*) voraus; sie muss im Protestantismus nicht besonders ausgeprägt sein oder nachgewiesen werden, aber doch irgendwie vorhanden sein als Engagement für die Sache des Evangeliums oder der Kirche. Diese Berufung beruht auf einer Gewissensentscheidung, die letztlich nicht von außen überprüft werden kann und insofern eine Form der charismatischen Macht darstellt. In Konflikten mit Kirchenvorstand oder Gemeinde kann sich eine Pfarrperson auf eine solche Gewissensentscheidung berufen und ist darin unanfechtbar. Dieser Sachverhalt spiegelt

sich darin, dass die Kirchenordnung den Pfarrern ausdrücklich eine »selbstständige« Amtsführung zuschreibt.⁸⁸ In der detaillierten und inhaltlichen Gestaltung einer Liturgie, in den theologischen Akzenten einer Predigt, bei der Durchführung einer Kasualie beispielsweise kann ihnen der Kirchenvorstand letztlich keine Vorschriften machen. Trotzdem ist die Macht der Pfarrperson begrenzt: Sie hat keine wirkliche Sanktionsmacht (außer in der Position eines Vorgesetzten für einige Berufe in der Kirche) und ist in organisatorischen Fragen von den demokratischen Prozessen im Kirchenvorstand abhängig. Gleichwohl muss ihnen daran liegen, zentrale theologische Themen in die Gemeinde hineinzukommunizieren und eine »ekkesiologisch fundierte gemeinsame Wahrnehmungs- und Interaktionskultur« (Schlag, zit. nach Klie u. a. 2021, S. 216) anzuregen und zu erhalten – soweit das in ihrer Macht liegt! Denn hier, wie an vielen anderen Stellen, gilt der Satz von Philipp Stoellger: »Wer das Sagen hat, qua Amt oder Rolle, ist das Eine [...]. Aber ob der auch *wirklich* etwas zu sagen hat, ist stets die Frage« (S. 216). Letzteres legitimiert dann inoffiziell auch Ersteres!

Aus dem Monopol des spezifischen Berufswissens der Theologen erwächst dieser Profession eine *rechtliche Sonderstellung*, die in Deutschland so aussieht: Pfarrerinnen sind in der Regel Beamte einer Landeskirche, die eine Körperschaft öffentlichen Rechts darstellt (Art. 140 GG) und als solche Anstellungsverhältnisse begründen kann. Die Dienstvorgesetzten der Pfarrer sind die Superintendentinnen oder Dekane, nicht der Gemeindevorstand. Gleichwohl liegt die Leitung der Gemeinde beim Gemeindevorstand, dessen Mitglieder auch die Pfarrer sind (oftmals nur mit beratender Stimme). Für das Machtgefüge des Systems Gemeinde und mögliche Konflikte ist diese komplexe Struktur eine bedeutsame Tatsache. Gelegentlich kommt es zu Konflikten zwischen Kirchenvorstand und Pfarrperson, in denen sich die Pfarrperson den Machtverhältnissen im Kirchenvorstand beugen muss oder die sogenannte »Ungediehllichkeit« in der Zusammenarbeit festgestellt wird, die in einen Stellenwechsel der Pfarrperson mündet.

In der Kirche als religiöser Organisation können Leitungsfunktionen entweder geistlich *relativiert werden* (»wir sind vor Gott alle gleich«, oder: die eigentliche Leitung haben Jesus Christus oder der Heilige Geist), was häufig konkrete Leitungsentscheidungen und Machtausübung verundeutlicht und leitungsschwache Menschen begünstigt, oder sie können *geistlich verstärkt werden*: Das Amt sei göttliche Stiftung, legitimiert und stärkt deswegen die jeweilige Amtsführung.

⁸⁸ Art. 50 (1) der KO der EKdR heißt es: »Die Pfarrerinnen und Pfarrer sind im Rahmen der kirchlichen Ordnung in der Verkündigung und in der Seelsorge selbstständig«.

Eine im Protestantismus verbreitete Relativierung von Leitungsmacht liegt in der Berufung auf *Confessio Augustana XXVIII*, der zufolge die *Bischöfe* ihr Amt »sine vi, sed verbo« (ohne Gewalt, allein durch das Wort) ausüben sollen. Historisch gesehen bezieht diese Wendung zunächst Stellung gegen eine Vermischung von politischer und geistlicher Machtausübung, wie sie seit der Reformation für die Fürsten als »Notbischöfe« prinzipiell nahe lag. Darüber hinaus jedoch ist die in dieser Redewendung implizierte Polarität problematisch. Natürlich haben Bischöfe keine Möglichkeiten staatlich-polizeilicher Sanktionsmacht. Aber das Wort steht nicht eo ipso in einem ausschließenden Gegensatz zu Macht und Herrschaft, im Gegenteil: Worte bzw. Sprache können sehr machtvoll, geradezu gewalthaltige Instrumente sein, etwa wenn sie Menschen tief beschämen oder verletzen oder wegen geistlicher Verfehlungen Exklusionsprozesse initiieren.⁸⁹

Ein besonderes Leitungskonzept stellt das von Robert Greenleaf 1970 vorgestellte *Konzept der »servant leadership«*, der dienenden Leitung, dar, das nicht nur in den Kirchen, sondern auch in der Wirtschaft auf positive Resonanz gestoßen ist (vgl. Day 2014, S. 357 ff.). Zentral geht es um die Erkenntnis, dass Leitung im besten Fall anderen Menschen bzw. einer Organisation als Ganzer dienen und sie voranbringen sollte; dass leitende Personen bereit und in der Lage sein sollten, sich in die Mitarbeitenden einzufühlen und eigene machtbegogene, narzisstische Motive zurückzustellen. In kirchlichen Kreisen hat dieses Konzept großen Anklang gefunden, weil es unmittelbar an die Mahnung Jesu an seine Jünger, nicht zu herrschen, sondern zu dienen (Mk 10,42 ff.), anzuknüpfen scheint. Zweifellos weist dieses Konzept auf eine wichtige Dimension jeder Leitungstätigkeit hin, gleichzeitig bilden Dienen und machtbewusstes Leiten keinen sich ausschließenden Gegensatz: Jede Leitungsperson sollte wissen, dass Leitung nur erfolgreich sein kann, wenn es gelingt, die Mitarbeitenden und die Adressaten in die angestrebten Zielprozesse einzubinden und ihre Teilnahmemotivation zu wecken. Außerdem ist die Spannung zwischen narzisstischen Motiven und Dienstbereitschaft nicht prinzipiell zu lösen, sondern nur durch individuelle Bearbeitung von einzelnen Leitungsentscheidungen. Ob Leitungshandeln Ausdruck narzisstischen Machtbewusstseins oder tatsächlicher Dienstbereitschaft ist, zeigt sich in der Praxis, nicht in wohlklingenden Leitbildern.

⁸⁹ Vgl. Hölscher (2005, S. 78 ff.) (mit Blick auf die kirchliche Situation im 17. Jahrhundert): »Die Nichtteilnahme an Gottesdienst und Abendmahl wurde [...] als derart schwere Bedrohung des sozialen Friedens bewertet, dass sie in der Regel schwere Strafen nach sich zog [...]«.

4.5 Narzissmus und Macht im Pfarramt

Das Pfarramt erscheint als idealer Nährboden zur Ausbildung oder Verstärkung narzisstischer Persönlichkeitsmerkmale (vgl. ausführlicher Klessmann 2021, S. 144 ff.): Die Neigung zu einem ausgeprägten Machtbewusstsein, verbunden mit Grandiosität und Selbstbezogenheit, ist hier religiös legitimiert und findet vielfältig Nahrung in dieser besonderen Rolle, die im Zentrum der Aufmerksamkeit einer ganzen Gemeinde oder einer größeren Gruppe steht.⁹⁰ Obwohl heutzutage die meisten Menschen aufgeklärt und funktional über das protestantische Pfarramt denken: *Reste eines Priesterarchetyps* haften diesem Beruf unweigerlich an und tragen zu der angedeuteten Überhöhung und Idealisierung bei. Der Priester ist der vom Volk und den Alltagsvollzügen Abgesonderte, ein besonders geheiligter Mensch; durch Askese muss er sich reinigen und vorbereiten auf die Arbeit an der Grenze zum Heiligen (am Altar), und an der Grenze von Leben und Tod (bei Sterbebegleitung und Bestattung). Das Pfarramt ist eine weltanschauungsbezogene *Totalrolle*: Pfarrer und Pfarrerinnen vertreten und leben ihren Glauben, der die Grundlage des Berufs bildet, immer und überall. So, wie man eigentlich immer im Dienst ist, ist man für alle Lebensbereiche zuständig: Von der Wiege über die Hochzeit bis zur Bahre, von individuellen Lebenskrisen bis hin zu öffentlichen Katastrophen – zu allem sollen sie etwas Relevantes zu sagen haben und passende Rituale zelebrieren können; ihre Botschaft ist eine, die den Erfahrungen der alltäglichen Begrenztheit und Brüchigkeit des Lebens unter Hinweis auf eine göttlich-allumfassende Liebe und Barmherzigkeit widerspricht; die der relativierenden Vielfalt unserer pluralen Gesellschaft vermeintliche Eindeutigkeit und Entschiedenheit entgegensetzt; die göttliche Gnade, Annahme und Frieden ankündigt, wo Menschen sich selbst und andere nicht ertragen können und in destruktive Aktivitäten verfallen; die Trost und »ewiges Leben« zusagt, wo Menschen angesichts von Schmerzen, Krankheit, Sterben und Tod zu verzweifeln drohen. All das verkündigen Pfarrer und Pfarrerinnen – und ansatzweise sollen sie selbst sichtbar aus dieser Botschaft leben: In dem Maß, in dem die verbale Verkündigung nicht mehr aus sich heraus überzeugt, sollen sie wenigstens andeutungsweise mit ihrem Lebens- und Arbeitsstil beglaubigen, dass es hier um eine das Leben tragende und orientierende Botschaft geht. Es darf also nicht verwundern, dass Pfarrer und Pfarrerinnen auch *als religiöse Übertragungsfiguren* gesehen werden, dass ihr Amt

⁹⁰ Manfred Josuttis beginnt sein Buch »Der Traum des Theologen« (1988) mit dem grandiosen Traum eines Pfarrers, in dem ihm die Menschen »bis hin zu den Bergen« zujubeln und von seiner Verkündigung begeistert sind.

mit Sehnsüchten nach einem heilen Leben »jenseits« unserer bruchstückhaften Lebenswirklichkeit in Zusammenhang gebracht und ihnen als solchen eine besondere Vollmacht zugeschrieben wird. Allerdings, die narzisstische Dimension der Macht hat eine zwiespältige Wirkung: Macht verstärkt den Narzissmus des Machthabers und schützt ihn gleichzeitig davor, narzisstisch verletzt zu werden: »Je mehr Macht nun jemand akkumuliert, desto verletzlicher und sicherer wird er, was ja einen Widerspruch bedeutet [...], der eine große, tendenziell in eine Katastrophe einmündende Dynamik auslöst: Weil man verletzlich wird, muss man seine Macht ausbauen; und dieses Mehr an Macht verstärkt wiederum die Verletzbarkeit, was zu weiteren Anstrengungen führt, die Macht zu erweitern. Der Machthaber kommt somit nie ans Ziel [...]« (Erdheim 2005, S. 12 f.). Ist eine Auflösung dieses Zirkels im Glauben möglich, in der Hingabe an die Macht Gottes?

Die Macht des Priesters bzw. des Pfarrers war in der Vergangenheit bedeutend: Der Priester verwaltet die Geheimnisse der Religion, er steht für Gottes Gericht und Gnade, Bedrohung und Schutz; aus dieser Stellvertretung gewinnt er einen Nimbus, der besondere Würde und Macht verleiht. Der Priester bzw. der Pfarrer verkündet eine verbindliche Lebens- und Weltdeutung und bindet an die ethischen Werte der Religion. Michel Foucault hat von »Pastoralmacht« gesprochen, der Macht des Hirten über die Schafe (vgl. dazu Steinkamp 1999 und 2005). Es ist eine Macht über die Gewissen der Menschen, die den Geistlichen in der Predigt hören, sich ihm in der Beichte anvertrauen und sich führen lassen wollen (vgl. Bröckling 2019, S. 18 ff.): Maßnahmen zur Disziplinierung des Körpers und des Gewissens waren früher selbstverständliche, religiös legitimierte Antworten auf Verfehlungen der Einzelnen. Diese Pastoralmacht trat, so Foucault, getarnt als Fürsorge, als Dienst auf, war deswegen schwer als Machtgebaren zu durchschauen und noch schwerer zu durchbrechen. Der gute Hirte kennt seine Schafe, heißt es in der Identifikation mit Jesus, er weiß, was sie brauchen, er will nur das Beste für sie – kann man das in Frage stellen?⁹¹ In diesem Sinn kann die geistliche Rolle (Amt) mit all ihren methodischen Möglichkeiten bis in die Gegenwart eine ausgesprochen machtvoll sein.

Für ich-schwache Menschen ist die Macht, die mit einem geistlichen Amt gegeben ist, eine *große Versuchung*: Sie kompensieren durch den Amtsbonus, was sie aus sich heraus nicht leisten können. Die Gefahr, dass Macht auf diesem

91 Friedrich Nietzsche hat die internalisierten christlichen Ideale des guten Hirten und der gehorsamen Schafe scharf kritisiert: »Sie brauchen keinen Hirten mehr, um sich als Herdentiere zu verhalten« (zit. nach Bröckling 2019, S. 31).

Weg missbraucht wird, ist naheliegend:⁹² Sie dient der eigenen Stärkung, dem Bedürfnis, bewundert zu werden, der Überwindung eigener innerer Unsicherheit und Ohnmacht; deswegen kann sie auch Kritik nicht konstruktiv aufnehmen. Diese Art von geistlicher Macht ist in der Gegenwart in ihrer offiziellen Form weitgehend erodiert und besteht doch, in Restbeständen, weiter. »Treue« Gemeindeglieder, die sogenannten »Gläubigen«, werden von der Kommunikation der Pfarrperson beeinflusst, ihre Weltsicht, ihr Glaube werden davon mitbestimmt. Viele Menschen suchen Orientierung in Zeiten unüberschaubarer weltanschaulicher und ethischer Pluralisierung, Kinder und alte Menschen sind besonders beeinflussbar. Insofern ist die Aufgabe einer Kommunikation des Glaubens nach wie vor außerordentlich verantwortungsvoll, die Grenze zur Manipulation der Gewissen und die Gefahr, aus eigenen narzisstischen Bedürfnissen bestimmte Positionen als nicht zu hinterfragen und verbindlich zu vertreten, muss bewusst bleiben.⁹³

So sehr das Pfarramt bei Teilen der Bevölkerung (noch) hohes Ansehen und Respekt genießt, *so anfällig ist es für narzisstische Kränkungen* (zur Dynamik des Phänomens Kränkung vgl. Haller 2017): Die gesellschaftliche Zustimmung zur Kommunikation des Evangeliums durch die Kirchen bröckelt seit Langem, die schwindende Relevanz der Kirchen und ihrer Botschaft belastet das Ansehen ihrer Repräsentanten; in der Skala der besonders geachteten Berufe rangiert das Pfarramt nicht mehr, wie jahrzehntelang, unter den ersten; in Filmen erscheinen amtierende Pfarrer oftmals als etwas weltfremde Zeitgenossen; Theologiestudierende berichten wiederholt, wie Freunde befremdet reagieren, wenn sie das Pfarramt als Berufswunsch nennen. Therapeutinnen und Berater, Supervisorinnen und Coaches sind an die Stelle von Geistlichen getreten und konkurrieren um die symbolische Macht der Lebensdeutung (vgl. Baatz 2017, S. 50 ff.); insofern ist es nicht überraschend, dass sich Pfarrer beratende oder therapeutische Kompetenzen aneignen wollen. In jedem Fall: Die Krise der Institution Kirche zehrt an den Kräften ihres Personals, schrumpfende Mitgliederzahlen und mangelnder theologischer Nachwuchs eröffnen kaum motivierende Zukunftsaussichten.

92 Die Narzissmus-Thematik stellt ein Einfallstor zum Machtmissbrauch dar: Strukturen der Abhängigkeit, Beziehungsmuster von »Star und Verehrer bzw. Verehrerin« dienen in den meisten Fällen dazu, die eigenen als bedrohlich empfundenen Kleinheits- und Ohnmachtsgefühle durch ihr Gegenteil zu kompensieren und aufzufüllen. Macht dient da als »Plombe« solcher Lücken im eigenen Selbstwertgefühl.

93 Im digitalen Raum hat sich das Modell von Influencern und Followern verbreitet. Auch religiös-kirchliche Blogs (z. B. @theresaliebt) arbeiten mit dieser Struktur. Hier wird besonders deutlich, welche große Bedeutung der persönlichen Ausstrahlung und Kommunikationsfähigkeit des Autors bzw. der Autorin zukommt.

Eine spezifische Kränkung hält der christliche Glaube in seiner protestantischen Prägung bereit: Pfarrerinnen sind *eingereiht in das Priestertum aller Getauften*, ihre Stellung, ihre Macht ist eine funktional abgeleitete, keine grundsätzliche, auf einer Weihe beruhende, wie in der katholischen Kirche. Selbst die evangelischen Bischöfe sind nichts anderes als mit einer besonderen Aufgabe betraute Pfarrer. Die Verkündigungsaufgabe kann grundsätzlich von jedem anderen Getauften wahrgenommen werden (s. o. Kap. 4.1), Luther nennt häufig die Schulmeister und die Eltern, die das Wort Gottes den Kindern und Dienstboten weitergeben sollen. Es ist lediglich der *öffentliche Auftrag*, der die Pfarrer funktional (nicht wesensmäßig) von anderen Mitgliedern der christlichen Gemeinde unterscheidet. In wachsender Zahl nehmen auch nicht akademisch-theologisch vorgebildete Prädikantinnen den Auftrag der öffentlichen Verkündigung wahr und werden es angesichts des abschabaren Mangels an universitär ausgebildetem Personal zunehmend immer mehr tun (müssen). Sodann: Die Wirkung des pfarramtlichen Handelns wird theologisch dem Geist Gottes zugeschrieben, nicht der Tüchtigkeit und Kommunikationsfähigkeit der Pfarrperson. Lohnt sich dann die Anstrengung beispielsweise für eine aufwändige Predigtvorbereitung, wenn die Wirkung doch eine geistgewirkte sein soll und dieser Geist bekanntlich weht, wo er will?

Das Bedürfnis nach narzisstischer Bestätigung wird also ständig durchkreuzt und kann leicht ins Gegenteil, Niedergeschlagenheit, Selbstzweifel und Depression, umschlagen. Vielleicht hat die hohe Zahl der Pfarrer, die unter Symptomen eines Burn-outs leiden, auch mit dem Versuch zu tun, die genannten Kränkungen durch umso mehr Anstrengung und Bemühen wettzumachen – was häufig in einen negativen Kreislauf mündet.

Was bleibt? An die Stelle von Macht- und Omnipotenzphantasien sollte, mit Hilfe von Selbsterfahrung, Psychotherapie, Supervision oder geistlicher Begleitung, ein *gesundes Selbstwertgefühl* treten, ein gereifter Narzissmus, der es erlaubt, die eigenen Rechte ernst zu nehmen, persönliche Begabungen wahrzunehmen und Macht bzw. Einfluss im Bewusstsein ihrer notwendigen Begrenztheit auszuüben. Kirchliche Personalpolitik muss diesen persönlichkeitsbezogenen Faktor (Gabenorientierung) noch stärker berücksichtigen.

Die Entwicklung hin zu einem reifen Narzissmus kann *durch religiöse Einsichten gestärkt* werden: Die unverzichtbare Unterscheidung von Gott und Mensch fördert eine realistische Annahme der eigenen Begrenztheit und Ersetzbarkeit (»denn Gott ist im Himmel und du auf Erden«, Pred 5,1); der Glaube an eine von Gott uns entgegenkommende Rechtfertigung betont, dass Menschen auf Anerkennung von »extra nos« angewiesen sind, ihre Identität nicht selbst herstellen können und müssen; die wohlwollend blickenden »Augen Gottes«, wie sie im Aaronitischen Segen am Schluss eines Gottesdienstes benannt werden, be-

kräftigen den unbedingten Wert des einzelnen Menschen, unabhängig davon, in welcher Lebenslage er sich gerade befindet oder welche Kompetenzen sie besitzt.

Ein in diesem Sinn gereifter und religiös bestärkter Narzissmus ist hilfreich für ein gesundes Selbstbewusstsein der Pfarrer und Pfarrerinnen – was wiederum deren Art und Weise der Kommunikation des Evangeliums positiv beeinflussen kann: Gottesliebe und Selbstliebe schließen einander nicht aus, sondern, im Gegenteil, können sich wechselseitig verstärken; Empathie wird zu einer grundlegenden Beziehungsqualität zwischen denen, die in der Gemeinde miteinander in Kontakt treten, ein »redemptives Milieu« (»erlösendes Milieu«, Heribert Wahl 2008, S. 250 ff.) kann wachsen und Menschen zum Leben ermutigen. Dazu können Pfarrer und Pfarrerinnen einen erheblichen – aber eben nicht den alleinigen – Teil beitragen. D.h. auch, dass sich die Machtausübung im Pfarramt zu einer dialogisch-begrenzten wandelt oder wandeln sollte (→ vgl. Kap. 9).

4.6 Die Macht der Pfarrbilder

Es gibt den Pfarrer und die Pfarrerin immer nur in Gestalt der Bilder, der Rollenzuschreibungen, der Erwartungen, welche die Organisation Kirche und die Menschen in Gemeinde und Öffentlichkeit von ihnen und sie von sich selbst haben – und diese Bilder fallen, unter dem Aspekt ihrer Machtförmigkeit, sehr unterschiedlich aus. Jahrhundertelang galt der Pfarrer als der Zeuge, als »Mund Christi« (Luther), der das Wort Gottes unmittelbar mit Autorität und in Vollmacht weitergab. Ihm, seinem Amt und seiner Verkündigung, war Respekt zu zollen, unabhängig davon, wie er das im Detail bewerkstelligte und welche Persönlichkeitseigenschaften er an den Tag legte. Die dialektische Theologie hat dieses Amtsverständnis noch einmal zugespitzt; Eduard Thurneysen beschreibt die Aufgabe des Predigers so: »Der Prediger [...] ist Zeuge vor Gericht, der eine Aussage macht [...], er redet nicht aus eigenem Antriebe, da ist eigener Antrieb Nebensache und wirkt *nur* verdunkelnd, wenn er sich hervordrängt« (zit. nach Klessmann 2012, S. 114 f.). Als individuelle Person war er nebensächlich, als Amtsträger ausgesprochen machtvoll: In einem noch halbwegs geschlossenen kirchlichen Rahmen wurde der Anspruch einer pastoralen Deutungsmacht weithin akzeptiert,⁹⁴ außerdem waren in den 1920er und 1930er Jahren noch begrenzte Kirchenzuchtmaßnahmen denkbar (→ vgl. Kap. 2.3). Dieser pastorale

94 Im Gegeneinander von Bekenntlicher Kirche und Deutschen Christen während der Nazidiktatur zeigt sich jedoch beispielhaft, wie strittig pfarramtlich-theologische Deutungsmacht letztlich immer wieder war und ist.

Machtanspruch wurde seit den 1960er Jahren zunehmend obsolet, das Pfarrbild wandelte sich *vom Zeugen zum Kommunikator* (Ernst Lange) bzw. zum seelsorglichen Helfer oder zur Begleiterin (Seelsorgebewegung). Jetzt hängen Macht und Einfluss der Pfarrperson an ihrer professionellen Kompetenz, an der rhetorischen Fähigkeit als Prediger und der einfühlsamen Beziehungsfähigkeit als Seelsorgerin. Reste eines Amtsbonus bleiben erhalten, etwa bei der Durchführung von Kasualien oder in der Akzeptanz der Rolle in der Notfallseelsorge; doch muss dieser Vertrauensvorschuss immer neu überzeugungskräftig erworben und beglaubigt werden.

In dieser kirchengeschichtlichen Situation, als Amt und Rolle des Pfarrers begannen, undeutlich zu werden, hat Manfred Josuttis in den 1980er Jahren erneut eine Rückkehr zur Betonung des geistlichen Amtes und der damit einhergehenden Vollmacht angeregt (1996): Der Pfarrer soll sich als Führer in das Heilige verstehen. Die Pfarrperson, so Josuttis, ist soziologisch und psychologisch gesehen »anders« als andere Menschen; in diesem Anderssein spiegelt sich letztlich die grundlegende Andersartigkeit Gottes, die sie repräsentieren. Die Pfarrperson unterscheidet sich von den Gemeindegliedern dadurch, dass sie sich dezidiert als Geistliche versteht. Sie hat Anteil an der Macht des Heiligen: Das wird sichtbar in der Art und Weise, wie sie einen Gottesdienst leitet oder wie sie ihr Berufs- und Privatleben nach außen hin sichtbar gestaltet. Dieses Pfarrbild hat eine Zeitlang Anklang gefunden, u. a. auch dazu beigetragen, »Geistliche Begleitung« als hilfreiches Instrument für die geistlich-personale Entwicklung von Pfarrpersonen und ihrer professionellen Identität zu etablieren. Inzwischen ist es um dieses Pfarrbild wieder stiller geworden, weil ein gezielt herbeigeführter Konflikt zwischen pfarramtlichem Selbstverständnis und gesellschaftlich-volkskirchlicher Realität wenig zielführend erscheint. Andere neuere Pfarrbilder (Religionshermeneuten, Wilhelm Gräb; Professionelle, Isolde Karle; Schwellenkundige, Ulrike Wagner-Rau) bauen wieder auf der kommunikativen Kompetenz der Pfarrperson und ihrer Vermittlungsaufgabe zwischen Kirche und Welt, Sakralität und Profanität auf. Es gibt kein Zurück mehr zu autoritativen Pfarramtsmodellen, die Macht bzw. der Einfluss der Pfarrperson steht und fällt mit ihrer geistlich-kommunikativen Kompetenz, mit der sie in die Lage kommt, sich in diesem komplexen Spannungsfeld flexibel zu bewegen: Chance und Überforderung zugleich.

4.7 Die Angst vor der Macht

»In der Kirche herrscht die Angst vor der Macht«, so beginnt Manfred Josuttis sein Buch »Petrus, die Kirche und die verdamnte Macht« (1993, S. 7). Die Angst

vor der Macht kann man als Reaktion vieler Einzelner und der Institution als Ganzer auf die jahrhundertealte Abwertung und Verleumdung der Macht in der kirchlichen Tradition verstehen: Macht galt und gilt stellenweise immer noch als böse und destruktiv, als Folge der Sünde, dann muss man sie natürlich fürchten und sie zu meiden suchen. Macht wurde, wie die Lasterkataloge des NT nahelegen (vgl. Gal 5,19 ff.; Eph 4,25 ff.) zusammen mit Götzendienst, Hader, Eifersucht, Zorn und Zank zu den »Werken des Fleisches« gerechnet, denen Liebe, Freude, Geduld, Freundlichkeit, Nächstenliebe, Dienst und Selbstverleugnung als Früchte des Geistes gegenübergestellt wurden.

Angst vor der Macht hat meistens zu tun mit *Angst vor Aggression*, die in der Geschichte des Christentums ebenfalls als böse und als Folge der Sünde eingeschätzt wurde. Die Figur des Kain, der im Affekt seinen Bruder tötet, hat jahrhundertlang als abschreckendes Beispiel gedient und Menschen angehalten, eigene Aggression zu unterdrücken. Darüber ist in Vergessenheit geraten, dass Aggression auch produktiv sein kann und in Form von Selbstbehauptung und gutem Selbstwertgefühl zur Entfaltung der Persönlichkeit geradezu unabdingbar ist (vgl. Kast 2014). Die christliche Rhetorik suggeriert jedoch, dass menschliches Miteinander und öffentliches Handeln unter Christen ausschließlich mit Liebe und Freundlichkeit bewältigt werden könnten. Von diesem Bild christlichen Lebens fühlen sich bis heute manche, die den Beruf des Pfarrers bzw. der Pfarrerin ergreifen, angezogen. Empirische Untersuchungen haben in der jüngeren Vergangenheit gezeigt, dass viele Theologinnen zu einer gewissen Konformität neigten, die sich nach außen als Höflichkeit, Freundlichkeit und Zuvorkommen manifestierte (vgl. zum Folgenden Klessmann 1992, S. 106 ff.; Drewermann 1991). Viele von denen, die diesen Beruf ergreifen, wiesen niedrige Werte in Skalen von Autonomie, Dominanz und Aggression auf; mit der Terminologie der Persönlichkeitseigenschaften von Fritz Riemann hatten sie eine Tendenz zur Depressivität. Neigung zu Depressivität macht sie unter Umständen zu guten Seelsorgenden, sie können sich in andere Menschen einfühlen und sie begleiten, sie leben prosoziale Eigenschaften: Unzweifelhaft ausgeprägte Stärken und wichtige Voraussetzungen für den pastoralen Beruf. Die schwache Seite dieser Persönlichkeitseigenschaften besteht im *Mangel an Aggressivität und Entschiedenheit*, an Fähigkeit zur Abgrenzung, zur Konfrontation, zur produktiven Wahrnehmung von Konkurrenz, zur kreativen Konfliktlösung (vgl. Knieling 2006; Pohl 2003). Deswegen haben sie sich in Leitungspositionen oftmals schwer getan mit der Notwendigkeit, Entscheidungen, mit denen sie sich nicht beliebt machen, zu treffen und sie Nachgeordneten zuzumuten. Wer aus Angst vor Aggression jedoch Leitungsentscheidungen vermeidet, schafft Unklarheiten, Grauzonen und ein Leitungsvakuum, das in der Regel neue Konflikte herauf-

beschwört, z. B. indem andere dieses Vakuum durch Beziehungsmacht (→ s. o. Kap. 1.1) für sich und ihre Ziele auszunutzen suchen.

Schulung und Coaching für Leitungsaufgaben müssen also ein Bild von Macht mit ihren konstruktiven Möglichkeiten vermitteln und auch die Fähigkeit zum gelingenden, kreativen Umgang mit Aggression, Konfrontation und Abgrenzung einüben.

4.8 Ohnmachtserfahrungen

Ausübung von Macht in der Kirche ist meistens mit Erfahrungen von Ohnmacht bzw. der Grenzen der eigenen Macht eng verknüpft: Der Begriff der Figuration von Norbert Elias (→ vgl. Kap. 1.2) legt nahe, dass nicht nur Gruppen ein Beziehungsnetz bilden, sondern auch *Macht und Ohnmacht als ständig miteinander verwobene Phänomene* zu denken sind. Konkret zeigt sich das in Folgendem: Leitungsmacht einzelner Personen in der evangelischen Kirche ist immer von synodalen Entscheidungen abhängig; sie ist ständig konfrontiert mit anderen konkurrierenden theologischen und kirchenpolitischen Ansichten und Absichten (für die es meistens kein klar abgegrenztes »richtig« oder »falsch« gibt, sondern immer nur Aushandlungskonflikte); sie hat häufig zu tun mit dem Gegenüber von Männern und Frauen, von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen; und sie stößt in der spätmodernen Öffentlichkeit zunehmend auf Gleichgültigkeit, Unverständnis und harsche Kritik gegenüber dem kirchlichen Auftrag. Die Kirchen verlieren an öffentlichem Ansehen, durch die Missbrauchsskandale und die zögerliche Aufklärung haben sie viel von ihrem moralischen Ansehen eingebüßt, entsprechend gehen die Mitgliederzahlen der großen Kirchen seit Jahren kontinuierlich zurück. Im Blick auf Gottesdienst und Predigt, den zentralen Medien der Kommunikation des Evangeliums in der Kirche, begegnen Pfarrern und Pfarrerinnen vielfältig Desinteresse, Unverständnis, Kritik; Seelsorge kann im Vergleich mit den Wirkungsmöglichkeiten von Psychotherapie oder Supervision oft nicht mithalten usw. usw.

Das bedeutet, dass Pfarrpersonen *sich grundlegend mit Erfahrungen von Ohnmacht auseinandersetzen* und eine persönliche, auch theologisch begründete Haltung im Blick auf den Umgang mit Ohnmachtserfahrungen entwickeln müssen. Dazu scheint, aus pastoralpsychologischer Sicht, eine mehrschichtige, komplexe Einstellung notwendig zu sein: Auf der einen Seite gilt es, Ohnmacht, Hilflosigkeit, Wirkungslosigkeit des Pfarramts bzw. der Kommunikation des Evangeliums realistisch wahrzunehmen, die damit verbundenen Kränkungen und Schmerzen nicht zu verdrängen, sondern zu betrauern. Zu trauern be-

deutet in diesem Zusammenhang, sich einzugestehen, was verloren gegangen und unwiederbringlich vorbei ist und sich wirklich auf den Schmerz des Abschieds, des Loslassens einzulassen. Erst aus der Ernsthaftigkeit einer solchen Trauer kann Neues entstehen. Nur wer sich keinen Illusionen hingibt, kann die eigene Arbeit realitätsnah gestalten. Zu den Erfahrungen von Ohnmacht gehört weiter, dass Macht und Ohnmacht ungleich verteilt sind: In manchen Regionen des Landes ist das Ansehen der Kirche und ihrer Pfarrer bzw. Pfarrerinnen deutlich höher als in anderen; manche Pfarrpersonen haben eine lebendigere Ausstrahlung als andere, manchen gelingt es, zusammen mit einem Team von Ehrenamtlichen, kreativere Gemeindegarbeit zu gestalten als anderen. Insofern entstehen im Kontext von Ohnmachtserfahrungen häufig auch *Neid, Konkurrenz und Kränkungsgefühle*, die der Ohnmachtserfahrung einen zusätzlichen bitteren Beigeschmack verleihen.

Gleichzeitig ist die Dimension der Ohnmacht, der Schwäche und Wirkungslosigkeit von Anfang an und *grundlegend in die Prozesse der Kommunikation des Evangeliums eingeschrieben*: Schon die alttestamentlichen Propheten beklagen, dass die Menschen nicht auf sie hören; die Jünger verstehen die Botschaft Jesu an manchen Stellen nicht; Paulus klagt darüber, dass das Wort vom Kreuz ein Skandalon sei, ein Ärgernis, eine unverständliche Botschaft. Die Erfahrung der Ohnmacht und Wirkungslosigkeit gehört grundlegend in die Botschaft hinein, weil ihr Inhalt jeder Alltagserfahrung widerspricht: Angesichts der Brutalität des Lebens in dieser Welt, angesichts von Krankheit, Leiden, Gewalt und Tod an einen Gott zu glauben, der der Inbegriff von Leben, Liebe und Barmherzigkeit sein soll, der dem sündigen Menschen vergibt und ihn rechtfertigt, scheint im wahrsten Sinn des Wortes unglaublich. Die Unglaublichkeit der Botschaft sorgt immer wieder dafür, dass Menschen sich gleichgültig oder ärgerlich abwenden und damit den Repräsentanten der Institution Kirche die angedeuteten Ohnmachtserfahrungen zufügen – neben der ebenso wichtigen Erfahrung, dass eben diese Kommunikation des Evangeliums Menschen tröstet, stärkt und zum Leben ermutigt. *Beides, Erfahrungen von Macht und von Ohnmacht, gehören untrennbar zusammen*, durchdringen einander. Aber beide Erfahrungen können sich nicht mehr auf machtvolle Institutionen bzw. Organisationen berufen, sie müssen sich allein durch ihren Inhalt und allein auf der Basis einer glaubwürdig-vertrauensvollen Kommunikation und Beziehung als wirksam und heilsam erweisen. Das ist eine enorme Herausforderung für das kirchliche Personal: Es muss bereit sein zum Verzicht auf institutionelle Macht; darin liegt die entscheidende Möglichkeit, wie die Kommunikation des Evangeliums lebendig und wirkmächtig bleiben kann (→ vgl. Kap. 9).